

Der lange Schatten der Historiographie oder: Barocke Aufklärung

Ernst Hanischs „Der lange Schatten des Staates“. Eine Kritik

Als im Herbst 1994 die schon länger erwartete *Österreichische Geschichte 1890–1990* des Salzburger Historikers Ernst Hanisch¹ als zehnter Band der noch un abgeschlossenen neuen *Geschichte Österreichs* erschien, stand die Redaktion dieser Zeitschrift vor dem Problem, *den* Rezensenten oder *die* Rezensentin für dieses Werk, das unter breitem Medienecho präsentiert wurde und weit über die engere Fachöffentlichkeit hinaus Interesse findet, auszuwählen. Die Entscheidung fiel schließlich unorthodox aus: Von den Redaktionsmitgliedern wurde beschlossen, eine zweitägige Diskussion über das Buch zu führen und deren Ergebnisse zu publizieren. Dieser Beitrag besteht im wesentlichen aus (stark gekürzten) Ausschnitten dieser Diskussion, die als solche nur leicht redigiert wurden. Zwischentitel und Motos wurden nachträglich eingefügt. Abschnitt 6 wurde von Ulrike Döcker, die an der Teilnahme verhindert war, als schriftlicher Beitrag nachgereicht. Die Debatte ging allerdings, wie leicht nachzulesen ist, an vielen Stellen über ihren unmittelbaren Anlaß hinaus und behandelte allgemeinere Probleme der Geschichtswissenschaften. Doch mehr noch als eine traditionelle Rezension erspart die Lektüre dieses Artikels nicht die Lektüre von Hanischs Buch.

Es muß hier nicht ausführlich argumentiert werden, daß Diskussion und Rezension ihr Prinzip primär in einer bestimmten Position der Diskussionsteilnehmer im Feld der Geschichtswissenschaften finden. Und damit auch in einer bestimmten Beziehung zu jener Art, Geschichtsvorstellungen zu produzieren, deren öffentliche Legitimität mit dem vorliegenden Buch eben jetzt eine weitere Bestätigung erfährt.

1 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates*. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Wien 1994.

Doch zumindest scheint der Hinweis notwendig, daß diese Beziehung keine bloß symbolische ist: Ein historisch realer Gegensatz zur dominanten Geschichtsschreibung liegt der im folgenden formulierten Kritik zugrunde. Diese als Diskussion entwickelte Rezension stellt daher keine theoretische Übung dar, sondern eine Art, Geschichtswissenschaft zu betreiben, und den Versuch, diese gegen konventionelle Historiographie zu stärken.

Ernst Hanisch widmete seine Gesellschaftsgeschichte Österreichs seinen Kritikern; die Redaktion erlaubt sich, den vorliegenden Beitrag Ernst Hanisch zu widmen.

1. Das Buch im System der Wissenschaften und in der Öffentlichkeit

(...) gingen wir in ein Lokal mit Namen Waikiki, ins Waikiki zu Bielefeld, und stießen aufeinander an.²

Siegfried Mattl: Dieses Buch ist wichtig, weil man zum ersten Mal für die Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert eine Generalidee hat, auf die man sich in der Forschungspraxis beziehen kann. Wir haben einen Rahmen, gegen den wir polemisieren, den wir aber auch aufgreifen können.

Gerald Sprengnagel: Für mich erscheint dieses Buch in einer paradoxen Situation. Während ein Teil der Öffentlichkeit gültige Werke, einheitliche Darstellung, Standpunkt, Identifikation verlangt, ist innerwissenschaftlich der größte Rumor ausgebrochen, weil in Folge einer zehn- bis fünfzehnjährigen Debatte genau diese Anforderungen auf das Schwerste erschüttert worden sind. Eine Rezension, die ich allein schreiben müßte, würde ich mit den Worten beginnen: Das ist ein unmögliches Buch. „Unmöglich“, weil ich glaube, daß jener Rahmen, den Mattl meint, nicht mehr durch solch synthetisierende Darstellungen erarbeitet werden kann.

Peter Eigner: Ich lese solche Gesamtdarstellungen sehr gern. Auch dieses Buch habe ich zunächst mit großer Freude gelesen. Ich stimme nicht allem zu, aber generell befürworte ich das Wagnis, eine solche Geschichte des 20. Jahrhunderts zu versuchen.

Alexander Mejstrik: Die genannten Kritiken kumulieren für mich zunächst in dem Gedanken, daß das Buch eine historische Synthese sein soll und sicherlich eine gute Synthese ist. Gerade das aber heißt, es kann nicht innovativ sein. Und damit schlägt es sich mit dem, was ich mir unter Geschichtsforschung vorstelle.

² Werner Kofler, *Amok und Harmonie*. Prosa, Berlin 1985, 37.

Franz Eder: Ich habe mich gefragt, für wen dieses Buch geschrieben worden ist, und das ist mir bis zuletzt nicht klargeworden.

Erich Landsteiner: Es erscheint mir wichtig, sich zu überlegen, an welchen Kriterien man das Buch mißt. Meiner Meinung nach sind solche Bücher deshalb so ungeheuer schwierig, weil sie für zwei Öffentlichkeiten geschrieben werden, einerseits für eine sehr breite Öffentlichkeit, und hier hat es eine wichtige Funktion. Aber gleichzeitig stellt es sich ja einer akademischen Diskussion, und da kann ich Mejstrik nur zustimmen: In unserem Zirkel befriedigt es nicht. Ich versuche aber immer mitzudenken, wie es nach außen wirkt.

Mejstrik: Was der Text ist, stellt sich heraus, wenn und indem man ihn benutzt. Hanisch versucht auf vielen Registern zu spielen. Und das ist sicher die Hauptschwierigkeit aller großen historiographischen Werke. Sie müssen diverse Register, die institutionell getrennt sind und unterschiedliche Logiken haben, miteinander versöhnen. Ein solches Vorgehen bedarf der Doppeldeutigkeiten.

Albert Müller: Hanischs bedeutendste Arbeiten liegen im Bereich der Innovierung regionalgeschichtlicher Ansätze in Österreich, er war hier der wichtigste Vorreiter. Was er nun macht, ist, salopp formuliert, seine am Land Salzburg gewonnenen und überprüften Modelle auf den gesamten Staat auszudehnen; und gleichzeitig geht ihm sein sicherer und gesicherter Blick auf das Regionale verloren, eine paradoxe Situation. Eine weitere Paradoxie der Hanischschen Synthese besteht darin, daß es sich um eine Arbeit handelt, die ja gleichzeitig zu früh und zu spät erscheint: zu früh, weil für eine Reihe von Detailproblemen noch keine Arbeiten vorliegen, auf die er aber angewiesen ist; zu spät, weil seine Fragen und Probleme keine aktuellen Fragen und Probleme der Disziplin – Stichwort: verspätete Nationalgeschichte – mehr zu sein scheinen, sondern weitgehend durch andere abgelöst wurden.

Reinhard Sieder: Grundsätzlich interessieren mich an dem Buch weniger die Details und ihre Richtigkeit, sondern die Möglichkeit einer Synthese. Hat Hanisch recht, wenn er meint, daß ohne Synthesen sich die Geschichte atomisieren und die Kirche der Historie zerfallen würde?

Müller: Die Geschichtswissenschaft ist eine Disziplin, die seit zweihundert Jahren bemüht ist, sich zu verwissenschaftlichen. Und alle sind sich darüber einig, daß dies nicht so richtig gelungen ist. Mit anderen Worten: Hanischs Buch ist der beste Beleg für die Stimmigkeit von Hayden White's Ansatz: Sein Werk ist Literatur, womit nichts über die Qualität der Sprache gesagt ist. Die vielen Klammern, mit denen er seine Synthese bildet, sind rhetorischer Natur. Das heißt zunächst noch nicht, daß der Text nicht wissenschaftlich wäre. Er ist nur ganz typisch für das, was wir unter *Geschichtsschreibung* verstehen.

Matth: Ist Geschichtsschreibung nicht immer der Versuch, das Inkompatible zu vereinen? Bilder zu geben, die sich der nicht-systematischen Kompilation von Elementen heterogener Herkunft verdanken, das macht doch gerade die Tradition des Faches aus, oder genauer: die Tradition der Geschichtsschreibung! Hanisch macht allerdings dabei etwas sehr Spezifisches: Er stellt ein Modell vor, das scheinbar sehr viel erklärt, um dann aber die alten, narrativen Strategien zu bemühen, die er mit analytischen Begriffen aufsprengt. Damit glaubt er, nach beiden Seiten hin – zur breiten Leseröffentlichkeit wie zur Wissenschaft – kommunikationsfähig zu sein. Das scheint ihn von vielen anderen Historikern zu unterscheiden. Diese Strategie ist nicht nur zu kritisieren, sondern wir sollten auch nach ihrer Wirksamkeit fragen.

Sieder: Ich glaube, daß der ganze Habitus des Buches an die Dignität des Gestus des großen Historikers gebunden ist. Das ließe sich etwa am ersten Absatz und am Schluß der Einleitung textanalytisch nachweisen. Die Würde des großen Historikers ist gebunden an seine Mächtigkeit, an seine Fähigkeit, seine Potenz, zur Geschichtsschreibung. Nur die bösen Experten, die sich in ihrer Fachlichkeit verzetteln und draufkommen, wie schwierig es ist, ein Experiment durchzuführen oder etwas stringent zu beweisen, die suchen nach den Fehlern in der Synthese und reklamieren den falschen oder schlampigen Gebrauch von Begriffen. Die Bedeutung der Geschichtsschreibung für die Nation und für die Gesellschaft liegt darin, daß sie einen verbindlichen, ernstgenommenen Entwurf vorgibt, der abgerufen werden kann und von Journalisten und vom breiten Publikum nachgefragt wird.

Man könnte sich mit Droysen fragen, welche Form der Geschichtsschreibung Hanischs Buch darstellt: eine Mimesis des Forschens? Kaum. Eine Mimesis des Werdens schon eher. Geschichtsforschung ist, wenn sie sich darstellt, selbstverständlich immer wieder narrativ; auch die Quantifizierung kommt nicht ohne Figuren des Erzählens aus. Aber sie ist in den letzten Jahren immer häufiger eine Nachstellung des Forschungsprozesses, bei allen nachträglichen Glättungen und Ausblendungen – etwa der Irrtümer, der verworfenen Thesen oder der Umwege und Sackgassen. Hanischs „Gesellschaftsgeschichte“ hingegen ist die Nachstellung eines als realgeschichtlich gedachten Prozesses. Die Mimesis des Werdens erzwingt geradezu die Abstraktion von den diversen Forschungsprozessen, die das hier ‚kompilierte‘ Wissen hervorgebracht haben. Die Verschleifungen zwischen Fachsprache und Alltagssprache, die Ent-Schärfung von Begriffen, die Einebnung von epistemologischen Differenzen und die Privilegierung der Metapher – all diese „Unsauberkeiten“ sind unvermeidlich, ja erforderlich, wenn eine Mimesis des Werdens entstehen soll. So will das Buch das Recht der Geschichtsschreibung vor aller Ge-

schichtsforschung noch einmal einlösen. Angesichts dieser Kosten ist zu fragen: Wieso unterzieht sich ein Historiker den Mühen einer solchen Geschichtsschreibung?

Hier ist dann der Historiker, sein Status in der Gesellschaft und innerhalb der *community of scientists* nicht mehr von dem Vorhaben zu trennen. Es ist kein Zufall, daß eine solche „Großgeschichte“ nicht von einem Assistenten geschrieben wird. Hanisch sagt ja an einer Stelle, wir würden möglichst innovative Detailstudien brauchen – ich lese: wir brauchen die Dozenten, Assistenten und die besten Doktoranden, denn die machen diese Detailstudien –, aber dann brauche es den kompilationsfähigen Professor, der die Großgeschichte schreibt.

Müller: Hanisch hat zwar eine imponierende Reihe von Forschungsarbeiten geleistet, auf die er sich auch bezieht. Sieht man sich jedoch die Materialbasis dieses Buches an, läßt sich wohl vermuten, daß Hanisch dafür keine Primärforschungen angestellt hat (insofern *lernt* man, mit dieser Materialbasis vertraut, als Historiker/in ja auch nicht allzuviel). Er zieht vielmehr seine und die Arbeiten anderer heran und vollzieht – auf welche Weise, das ist das eigentlich Interessante am Buch – einen Kompilationsakt auf der Grundlage vorausgehender Selektionen, allerdings in mitunter relativ schlampiger Weise, glaube ich. Die verschiedenen Graphiken und Tabellen, etwa die über Inflation oder Arbeitslosigkeit, enden immer mit dem Jahr, in welchem der jeweils rezipierte Aufsatz sie enden läßt, und nicht 1990, dem beanspruchten Ende von Hanischs Darstellungen. Wenn ich das Problem der Arbeitslosigkeit bis 1990 untersuchen will, kann ich nicht 1984 aufhören. Dabei handelt es sich fast immer um Daten, die sehr leicht zu besorgen gewesen wären. Hanisch nimmt also sein eigenes Ziel, einen bestimmten Zeitraum abzudecken, nicht allzu ernst.

Sprengnagel: Dabei passiert aber nicht nur eine Selektion, sondern in der Selektion werden die verwendeten Einzelarbeiten ihrer Problemstellung und ihrer methodischen Reflexion völlig entkleidet: Sie werden zu einem Steinbruch, dessen sich der Professor nach Lust und Laune bedient. Das aber ist ein Stil von Wissenschaft, der meines Erachtens bei weitem überholt ist. Es fehlt die Idee einer Vernetzung, in der gleichberechtigte Teile des Systems aufeinanderbezogen an bestimmten Projekten arbeiten. Es ist das Konzept einer hierarchisch strukturierten Wissenschaft mit dem synthetisierenden Professor an der Spitze, der die Einzelarbeiten nolens volens zu Spielmaterial degradiert.

Landsteiner: Es steckt ein allgemeines Muster des Wissenschaftsbetriebs dahinter. Man fängt als Diplomand an, wird Dissertant, schreitet fort bis zur Habilitation und leistet die Schweißarbeit, Archive, Berge von Quellen. Dabei versucht man

tunlichst, etwas Neues zu machen, denn nur so fällt man auf. Hat man die Mühen hinter sich und wird Professor, steht die Synthese an. Dieses Muster ist weit verbreitet, nicht nur in Österreich. Dennoch ist es auffällig, daß es Synthesen in Österreich so selten gibt; in Deutschland etwa gibt es sehr viel mehr. In Österreich gab's bislang den *Zöllner* und Bruckmüllers *Sozialgeschichte Österreichs*, die jedoch nie als „Österreichische Geschichte“ im herkömmlichen Sinn akzeptiert worden ist. Deshalb wird Hanischs Buch auch – für die Verhältnisse des Genres – ein Bestseller werden, weil außerhalb des Wissenschaftsbetriebs ein immenses Bedürfnis herrscht nach Legitimation einerseits und nach Sinngabung oder Sinnstiftung andererseits, angesichts des Trümmerhaufens, den viele Österreicher hinter sich sehen. Wie geht man mit diesem Bedürfnis um? Wir können uns schnell darüber einigen, daß es Geschichte im Sinn einer fraglos gegebenen, vergangenen Realität, die man mit den geeigneten Methoden objektiv und unparteiisch rekonstruieren könnte, nicht gibt, daß alles von den konstruktiven Prinzipien und den theoretischen Prämissen abhängt. Aber nicht einmal innerhalb der universitären Geschichtswissenschaft ist diese Auffassung völlig akzeptiert. Versucht man, mit unserer Vorgängergeneration über solche Fragen zu diskutieren, stößt man oft auf massive Verständigungsprobleme. Der nicht-akademischen Öffentlichkeit kann man ein wissenschaftliches Buch, das breit und zwangsläufig umständlich seine Konstruktionsprinzipien freilegt, nahezu gar nicht anbieten. Da ist Hanisch ohnehin einen Schritt weitergegangen, denn er tut dies zumindest im Ansatz in seiner Einleitung. Ich wage die Vermutung, daß andere Autoren der zehnbändigen Darstellung nicht einmal diesen ersten Schritt setzen werden.

Müller: Wovon ‚lebt‘ Geschichtswissenschaft eigentlich? Ihre – im Vergleich zu anderen Geistes- und Sozialwissenschaften – ja eher großzügige personelle Ausstattung läßt sich vor allem daraus erklären, daß die Geschichte im 19. Jahrhundert als Pflichtfach in den Schulen implementiert und den Universitäten ein Monopol auf die Lehrerausbildung zugeschrieben worden ist (und wird). Die vergleichsweise großen Institute, die vielen Studenten etc. sind dann eine logische Folge der Bildungsexpansion der sechziger Jahre. Die Geschichte als Fach muß in Österreich wie auch in anderen mittel- und westeuropäischen Ländern ein gleichsam ‚natürliches Interesse‘ haben, diese Situation zu prolongieren. Dazu braucht sie, von einer Systemlogik her gedacht, genau solche zusammenfassenden, interpretierenden Werke, um die Hierarchien der Bildung und des Wissens aufrechterhalten zu können. Deshalb genügt es auch nicht, bloß den alten *Zöllner* abermals aufzulegen, sondern immer neue Geschichten des Staates, der Nation sind notwendig, um die nicht zuletzt durch gesetzliche Regelungen festgeschriebene gesellschaftliche Rolle dieses

Faches sozusagen unter ‚Beweis‘ zu stellen. Unter diesem Gesichtspunkt ‚schuldet‘ das Fach der Gesellschaft etwas viel Konkreteres als die immer sehr nebulose Identitätsstiftung, die von ihm erwartet wird.

Mattl: Wir müssen aber außerdem sehen, daß die Geschichtswissenschaft nicht nur ein Medium unter anderen, sondern in Österreich im 19. und auch im frühen 20. Jahrhundert besonders wichtig war: Noch in den dreißiger Jahren haben die Historiker die Politologie von heute quasi ersetzt. Weil die Gesellschaft noch sehr stark als Elitenherrschaft organisiert war, konnten österreichische Historiker wie Srbik über die Seminare und über das akademische Leben mit ihren Kommentaren eine unglaublich politische Funktion wahrnehmen. Da reicht der lange Schatten der historiographischen Tradition in unsere Gegenwart herein, an der sich der Mainstream des Faches immer noch mißt. Die große Monographie ist der Standard. Und deshalb besteht jetzt das Gefühl der Entthronung, weil sich andere – etwa Journalisten – in die Kommentierung einschalten und weil Geschichte im Feld der politischen Bildung durch andere Sozialwissenschaften konkurrenziert wird. Seit den sechziger Jahren haben Historiker, die an diesem Aufklärungs- oder wenigstens Interpretationsanspruch festgehalten haben, eine Legitimationskrise. Sie haben das Gefühl, zu versagen und den eigenen Beruf/die Berufung nicht auszufüllen. Das Interessante an dem Buch von Hanisch ist nun, wofür sich der Autor entscheidet: Hanisch versucht beides zugleich, Wissenschaft und öffentlichkeitsmächtige Produktion von Geschichtsbildern.

Karl Stocker: Könnte das Ereignis dieser zehnbändigen Reihe und dieses einen Bandes darin bestehen, daß, ich sage es pathetisch, das letzte Aufbäumen der alten Schule mit einem öffentlichen Interesse korrespondiert, bedingt durch die aktuellen Jubiläen einerseits und die brüchig gewordenen politischen Strukturen der Zweiten Republik andererseits? Trifft sich hier nicht eine professorale Historikerzunft, die an den „alten“ Gewißheiten und Prämissen der nationalen Geschichtsschreibung festhalten möchte, mit einer Öffentlichkeit, die ebenfalls etwas bewahren möchte, was bedroht erscheint? Ist das Paradox nicht eben dieses Zusammentreffen eines erhöhten Bedarfs an historischer Legitimation des politischen und gesellschaftlichen Status quo und einer verschärften Sinnkrise in der Geschichtswissenschaft?

Müller: Schon im 19. Jahrhundert hat sich die Geschichtswissenschaft zur Leitwissenschaft ausgeprägt, als die Systeme stürzten, sich die gesellschaftlichen Verhältnisse wandelten und auch revolutionär veränderten. Im Zuge ihrer Verwissenschaftlichung – dieses Prozesses der Ausdifferenzierung, der ja noch immer im Gange ist – hat sie sich von der alltäglichen Rede abgehoben. Wissenschaft kann ein journalistisches Produkt wie die TV-Serien *Österreich I* und *Österreich II* von Sepp

Riff und Hugo Portisch nicht in ihren Medien replizieren oder „besser“ machen, sondern sie nur zu ihrem Untersuchungsgegenstand erklären, das ist das einzig Sinnvolle. Nur wenige Historiker werden sich durch Portisch konkurrenziert und in ihrer professionellen Identität bedroht fühlen: Hanisch zum Beispiel. Er vertritt nach wie vor Argumente der alten Relevanzdebatte um die Krise des Historismus, „wozu noch Geschichte?“, in der behauptet wurde, Geschichte müsse „gesellschaftlich relevant“ sein, was oft damit verwechselt wurde, den Historiker und seine Texte unmittelbar für die Gesellschaft haftbar zu machen.

Sprengnagel: Die Geschichtswissenschaftler sind ja beileibe nicht die einzigen, die Bilder produzieren, die historisch ‚gesättigt‘ sind: Video, Film, Fernsehen, aber auch der Stammtisch prägen sehr viel mächtigere Bilder, die im Umlauf sind. Und es ist meines Erachtens der zentrale Irrtum des Relevanzansatzes zu meinen, man müsse diese Bilder nicht zum Objekt einer wissenschaftlichen Analyse machen, sondern zu ihnen in Konkurrenz treten.

Mejstrik: Geschichtswissenschaft kann politischen Sinn machen, sie kann medialen Sinn oder auch einen Forschungssinn machen. Mit dieser Hypothese wird die Idee einer allgemeinen Identitätsstiftung hinfällig, und wir könnten uns stattdessen konkret fragen, warum nach mehreren Jahrzehnten der Latenz gerade jetzt eine Synthese vorgelegt wird? Vielleicht mußten diverse Konjunkturen zusammentreffen, die zum Teil ganz unabhängig voneinander sind: eine Verlagskonjunktur, eine politische Konjunktur, eine akademische Konjunktur, zu der auch der Generationswechsel in den sechziger Jahren gehört, eine geschichtswissenschaftliche Konjunktur mit den neuen Ansätzen in den siebziger und achtziger Jahren usw. Man könnte vermuten, daß in den letzten Jahren eine neue dynamische Spannung zwischen Avantgarde und Orthodoxie entstanden ist. Und im Schnittpunkt der Konjunkturen liegt dann dieses Buch als ein Vermittlungsversuch: die bislang dominante Geschichtsschreibung zu retten, indem neue Ansätze scheinbar dazugekommen werden.

Sprengnagel: Die Konjunkturen, die zusammentreffen, kann man recht genau beschreiben. Der lange Schatten des Staates fällt nämlich auch auf die institutionalisierte, staatlich legitimierte und finanzierte Geschichtswissenschaft. Der Ausweis der Nützlichkeit von Geschichte erfolgt nicht zuletzt gegenüber ihrem Geldgeber, dem Staat; vor allem heute, in einem spezifischen Moment der Internationalisierung, des österreichischen EU-Beitritts, und zugleich in einem Moment der Erschütterung unseres politischen Systems, die bedrohlich erscheint, auch für die Geschichtswissenschaft selbst. Deshalb die Stärke des Rufs nach integrativen Geschichten. Dieser Ruf kommt nicht aus der „ganzen“ Gesellschaft, sondern von

ganz bestimmten Gruppen, sogenannten kritischen Journalisten und akademisch gebildeten Lehrern.

Mattl: Wir müssen aber auch die Binnenstruktur der Wissenschaft berücksichtigen. Da ist es keineswegs ausgemacht, daß es so etwas wie eine Geschichte des 20. Jahrhunderts, die sogenannte Zeitgeschichte, gibt. Bisher hat man Zeitgeschichte pragmatisch mit der Zäsur Monarchie/Republik beginnen lassen. Aber außer bescheidenen Versuchen zur Institutionalisierung – Institutsgründungen etc. – ist die Etablierung der Zeitgeschichte als wissenschaftliche Disziplin nicht ausgereift. Es gab keinen Text, der den Gegenstand – „Österreichische Geschichte im 20. Jahrhundert“ – beschrieben hätte. Von ihrer Binnenstruktur her braucht aber jede Wissenschaft, auch die Zeitgeschichte, Bücher, die einen verbindlichen Korpus bilden, auf dem die Initiationsriten letzten Endes beruhen. Das heißt, es gibt einen starken Zwang für die *community* einer Wissenschaft, einen Text zu liefern, der den Studenten für ihre Sozialisation überreicht wird und so etwas wie Verbindlichkeit schafft.

2. Zur Struktur des Textes und zur Sprache des Buches

Immer wieder passiert es, daß bei unvorsichtigem Hantieren mit Metaphern Unheil angerichtet wird, ganz wie mit dem Revolver. (...) Wer so reich an Einfällen ist, daß er sich ihres Zustroms nicht erwehren kann, und zu Metaphern inkliniert, irrt manchmal in deren Gebrauch.³

Mattl: Hanisch beginnt mit Wien um 1900, sagt also: Wir setzen einen Anfang. Das ist die klassische Form von Geschichtsschreibung. Es folgt der relativ anspruchsvolle Teil über die Entwicklungsstränge. Er entspricht noch am ehesten dem, was Hanisch selbst in der Einleitung als „Gesellschaftsgeschichte“ konzipiert hat. Aber dann kommt es zu einer Durchschneidung dieser Logik: In den anschließenden Kapiteln ist das Buch traditionell lehrbuchartig und folgt einer anti-gesellschaftsgeschichtlichen Linie, denn es geht vom Primat der Politik aus. In einem fast schon üblichen Fehler wird Geschichte über das politische System definiert, ohne daß das politische System definiert worden ist – Politik macht Geschichte, ist Geschichte. Daher folgt eine Darstellung entlang der herkömmlichen Periodisierung: Monarchie, Erste Republik, Ständestaat, NS-Zeit, Zweite Republik, eine Periodisierung, die dem Historiographen von der politischen Journali-

³ Karl Kraus, Vorsicht mit Metaphern!, in: Die Fackel 28 (1926) Nr. 743–750, 30.

stik vorgegeben wird, aber nicht Ausdruck eines Forschungsprogramms sein kann. Genau damit ruiniert Hanisch jedoch seine produktive Idee einer Irritation, die vorkonstruierten politischen Strukturen und Etappen aufzusprengen und etwa die Frage zu stellen: Muß man nicht 1930 bis 1960 – entgegen herkömmlichen Periodisierungen – zusammendenken?

Landsteiner: Deshalb konnte ein Journalist schreiben, die eigentliche Geschichte beginne in Hanischs Buch erst auf Seite 183.

Wolfgang Meixner: Was zweierlei heißen kann: Vorher sei es eigentlich nicht interessant, oder vorher sei es nicht eigentlich Geschichte!

Mejstrik: Wir haben festgestellt, daß das Buch eine ungeheure Spannung bewältigen muß, weil es widersprüchlichsten Anforderungen gerecht werden will. Der Autor löst dieses Problem auf eine Art und Weise, die mich nicht verwundert, aber sehr problematisch ist. Ich nenne sie die *Intention der Vermittlung*. Dieses Wort verwendet Hanisch in der Einleitung sogar selbst. Um eine Synthese zu produzieren, stellt sich die Notwendigkeit, Widersprüchliches unter einen Hut zu bringen. Vermittelt werden muß dabei immer das, was zuvor auseinander analysiert worden ist, zum Beispiel die Strukturen und die Akteure beziehungsweise die Betroffenen. Das ist eine traditionelle Dichotomie, die ohne Vermittlung nicht auskommt. Daraus ergeben sich dann die Probleme mit der getrennten Mikro- und Makrogeschichte. Die alternative Strategie wäre die der Innovation: Also ich muß unterschiedliche Standpunkte und Resultate konfrontieren, überschreiten, aufheben und integrieren, ich muß mir etwas Neues einfallen lassen. Bei der Vermittlung geht es hingegen darum, alles Gewohnte zu versöhnen. Die disparatesten Vorgehensweisen, chronologische Geschichte und die Gesellschaftsgeschichte der großen Schneisen etwa, einander ausschließende theoretische Zugänge und inkompatible Resultate werden einfach dadurch zusammengefaßt, daß sie im Buch Seite auf Seite aufeinanderfolgen.

Stocker: Der Text ist auf der Ebene von Alltagssprache angesiedelt, auf der eigentlich nichts mehr erklärt werden kann. Ich greife eine Passage aus einem zufällig ausgewählten Kapitel heraus, aus dem Abschnitt über die Grenzen der Konsumgesellschaft. Das ist ja ein relativ brisantes Kapitel, da sind wir uns einig. Ich zitiere die Stelle (S. 58–59): „Was zu Beginn des Jahrhunderts als Utopie erscheinen mußte, konnte in der zweiten Jahrhunderthälfte verwirklicht werden: ein satter Wohlstand für die Mehrheit der Bevölkerung. Zwar wurde nicht jede Armut beseitigt, eine ‚neue Armut‘ schlüpfte aus dem Wohlstand. Doch das Muster der ‚amerikanisierten‘ Konsumgesellschaft setzte sich in breiter Front durch. Die Kultur des Mangels schlug um in eine Kultur des Überflusses. Auf die Freßwelle folgte die

Bekleidungswelle, dann die Möblierungswelle, schließlich die Mobilisierungswelle. Viele konnten sich den alten Traum der kleinen Leute erfüllen: ein eigenes Haus zu bauen. Mehr und immer mehr wurde zur Lebensmaxime von Menschen, die gerade aus einer Mangelgesellschaft gekommen waren. Mehr Häuser, mehr Autos, mehr Straßen.“ Dann der „Prometheus-Traum“, Atomzeitalter: „In den siebziger und achtziger Jahren entpuppte sich dieser Traum als Irrweg. Das erste österreichische Atomkraftwerk in Zwentendorf steht als Industrieruine.“ ZACK! „Das geheiligte Wirtschaftswachstum geriet in einige soziale Fallen und drohte seine Voraussetzungen zu vernichten.“ BUMM! Jetzt noch der Fremdenverkehr: „Wenn der Fremdenverkehr immer mehr Menschen an die Seen pumpt, wird das Wasser bald so verschmutzt sein, daß niemand mehr baden gehen kann.“ URRGH! Heavy Metal, muß ich sagen! (Gelächter) – Dann aber, auf der nächsten Seite, kippt die Sprache auf die Ebene der subjektiven Betroffenheit, mit den sich abrackernden Bauern und ihren Erfahrungen im Zuge der Modernisierung, mit den Segnungen des elektrischen Lichts, schließlich mit den Zerstörungen von Lebenswelten durch eben diese Moderne.

Müller: Man könnte dieses Beispiel fortsetzen, etwa auf Seite 179, wo wiederum von der Konsumgesellschaft die Rede ist: „Die Wucht, mit der die Konsumgesellschaft auf ländliche Kultur prallte, war weitaus stärker als im urbanen Bereich. ‚Bauernsterben‘, Fremdenverkehr, Auto, Television, Massenmoden verwischten den Stadt-Land-Unterschied wie nie zuvor. Das Land verlor seinen hinterwäldlerischen Charakter [was sich bezweifeln läßt, AM], stieß seine parochiale Kultur ab und gliederte sich in die Massenkultur ein.“ Hanisch reifiziert durchgehend Konzepte: Die Konsumgesellschaft prallt mit Wucht auf ... – sie befindet sich auf Kollisionskurs wie physikalische Körper im cartesischen Raum, den Gesetzen des Newtonschen Weltbildes gehorchend.

Eder: Ja, das scheint mir ein wesentlicher Punkt zu sein. Meines Erachtens ist eine der wichtigsten Aufgaben der Metaphern, der Bildersprache, mancher Zitate aus den Lebensgeschichten, Biographien und Autobiographien, sinnliche Qualität für die Rezipienten anzubieten. Sie sollen mit den Akteuren, mit den Betroffenen, vielfach auch mit den Strukturen, mit-hören, mit-sehen, mit-fühlen.

Mejstrik: Mit der Vielzahl von Gegenständen existieren in diesem Buch auch die verschiedensten Vorstellungen von historischer Welt nebeneinander. Schreibt der Autor über Kultur, so wird er „literarisch“, behandelt er „die Wirtschaft“, so hantiert er mit Zahlen und Grafiken – denn Wirtschaft ist etwas Hartes, Kaltes, nicht wahr. Und wenn er die Politik behandelt, dann kommen die handelnden Personen. Die vielen Register der Sprache sind die einzige Klammer, um so viele Gegenstände

und Sichtweisen zusammenzuhalten: So funktionieren dann auch die erzählten Bilder. Eine historische Tatsache muß dann nicht mehr erobert, gegen andere Vorstellungen konstruiert und experimentell behauptet werden. Die Logik solcher Bilder kommt dem epistemologischen Grenzfall der unmittelbaren Vertrautheit mit einer vertrauten Welt sehr nahe. Ich würde dies als denunziatorische Rationalität bezeichnen, gegen die sich Forschung konstituiert, um etwas zu erklären. Hanisch kann einfach sagen, der „Fremdenverkehr pumpt“. Was jetzt der Fremdenverkehr ist, wer da pumpen soll, ob das eine Maschine ist, ob man den Fremdenverkehr in Analogie zur Maschine denken kann, das bleibt offen. Die Metaphorik dient nicht dem Ziel, dem Leser möglichst viele Inhalte einfach zu vermitteln, sondern sie ist letztlich das Prinzip der Gegenstands konstruktion. Da es keinen durchkonzipierten und durchexperimentierten Gegenstand gibt, spricht Hanisch in verschiedenen Sprachen, die alles offen lassen und für vieles offen sind.

Eder: An welchen Stellen werden denn Metaphern und andere Formen der uneigentlichen Rede eingesetzt, und welche Funktion haben sie dort? Ich habe den Eindruck, daß sie die Strukturbeschreibung dynamisieren, Bewegung in die statisch gesehenen Strukturen bringen sollen.

Landsteiner: Es ist auffällig, daß Hanisch nicht nur eine Vorliebe für literarisierende beziehungsweise metaphernreiche Sprache hat, sondern auch eine Abneigung gegen die Wissenschaftssprache. Es gibt da eine Stelle, wo das ganz deutlich wird. Auf Seite 69 zitiert er den Soziologen Max Haller. Zunächst Hanisch: „(Die) Mobilitätschancen verbreiterten sich weniger auf Kosten der Privilegierten als wegen der Wandlungen der Berufsstruktur.“ Und dann weiter zu Max Haller: „Max Haller jedenfalls kommt zu dem, leider im Soziologenjargon formulierten Ergebnis, daß die Relevanz der Veränderungen in den Mustern der beruflichen Mobilität relativ als recht gering einzuschätzen ist gegenüber dem hohen Ausmaß an Stabilität und Persistenz der grundlegenden Muster klassenspezifischer Mobilität und Immobilität, die offenkundig auch im Zuge fundamentaler Umschichtungen weitgehend bestehen bleiben.“ Das heißt auf deutsch: Die berufliche Mobilität ist relativ gering.“ – Es fällt ihm offenbar gar nicht auf, daß er mit seiner Übersetzung des „Soziologenjargons“ in „gutes Deutsch“ die komplexe Aussage von Haller so stark reduziert, daß sie bedeutungslos wird. Andererseits gerät er damit in Widerspruch zu seinen eigenen Aussagen über soziale und berufliche Mobilität. Daß ihm dies gerade an dieser Stelle passiert, erscheint mir höchst signifikant. Wie ist die brüske Ablehnung einer Fachsprache zu erklären? Und die zweite Frage, die man anschließen müßte: Was ist der Preis für diese Verweigerung?

Sieder: Ich glaube, daß die Zurückweisung der Wissenschaftssprache aus dem

Wunsch erklärbar ist, große Geschichte für alle zu schreiben, das heißt, für alle verstehbar zu sein – wie ein Prediger. Hanisch will ein imaginiertes durchschnittliches Publikum erreichen. Zugleich muß er aber eine Sprache bemühen, die Würde signalisiert, und diese Würde wird sehr oft durch starke Bilder hergestellt. Derjenige, der die starken Bilder beschreiben kann, ist stark. Er spricht über Mächtiges, und er kann das Mächtige benennen. Er ist daher ein kompetenter Autor. Wiederum kann ich die Sprache nicht abtrennen von der Konstruktion des Gegenstandes. Weil der Gegenstand nicht konzise konstruiert ist, sondern ein imaginiertes Raum mit allem und jedem gefüllt wird, findet Hanisch nur zu einer Sprache, die die nicht präzise konstruierten Elemente des Gegenstandes in einer Erzählung agieren läßt. Dazu kommt, daß er die Kunst nicht als Seismograph für gesellschaftliche Zustände oder Veränderungen zitiert. Bei ihm bedeutet über Kunst zu reden, den Künstlern kongenial sein zu wollen.

Gerhard Scheit: Ein Wort noch über die Verwendung von Kunstwerken: Mit Vorliebe werden sie in historischen Darstellungen einesteils als gleichsam vergegenständlichte ‚Zeitzeugen‘ herangezogen, wenn es darum geht, Synthesen zu wagen. Der Geist einer Epoche, einer Nation und so fort wird mit einem Drama, einem Roman, einem Bild oder einer Symphonie metaphorisch beschworen. Die andere Variante ist die der Illustration: Um die trockenen Fakten ein wenig lebendiger zu gestalten, fügt man ein Gemälde, eine dramatische Figur, ein Lied ein. Problematischer für die Geschichtsschreibung ist vermutlich die Verwendung der Kunst als ‚Verkörperung des Geistes‘ – problematischer für die Ästhetik vielleicht die illustrative Methode. Von beiden hat Ernst Hanisch reichlich Gebrauch gemacht.

Mattl: Hanisch selbst bemerkt nicht, welchen strategischen Gebrauch er von Metaphern macht: Sie dienen ihm nur als Verdichtung und Abkürzung des argumentativen Verfahrens. Über die Interpretationsleistungen der Rezipienten hat er daher keine Kontrolle mehr.

Meixner: Ja, das passiert ihm auch bei den Bildern. Auch die kontrolliert er nicht. *Sprengnagel:* Aber das ist für mich kein Zufall, und ich glaube, man wird dem Text nicht gerecht, wenn man nur versucht, ihn als inkonsistent, als mangelnde Analyseleistung zu beschreiben. Im Gegenteil, man muß sehen, wie stark aus einem vorgeblichen Alltagswissen gewonnene und damit unkontrollierbare Elemente den Text selbst konstituieren. Sie sind die eigentlichen Konstruktionsprinzipien des Texts. So stellt sich bei Hanisch die Frage nach der rhetorischen Figur, die die disparaten Elemente seiner Darstellung „zusammenhält“. Meine Behauptung ist: Die Rhetorik bildet den Kitt zwischen eigentlich Inkompatiblen. Metaphern werden immer dann eingesetzt, wenn es kein argumentatives Verfahren gibt, wenn

die Konzepte und die Begriffe fehlen. Die Metapher bezeichnet hier das Ende der wissenschaftlichen Rede.

Mejstrik: Geschichte ist hier keine auf Erkenntnis spezialisierte Forschung, sondern viel eher eine Sache humanistischer Bildung. Sie hat nicht nur wahr zu sein, sondern auch richtig und eben auch schön, und zwar für alle, nicht nur für bestimmte Spezialisten. Nicht umsonst kann Hanisch literarische Beschreibungen der Welt mit geschichtswissenschaftlichen gleichsetzen. Letztlich läßt sich bei ihm zwischen Geschichtswissenschaft und anderen Bereichen, politischen oder etwa künstlerischen Auseinandersetzungen, nicht unterscheiden – ganz so, als ob es keine institutionellen und mentalen Brüche im behaupteten Kultursektor geben sollte.

Müller: Gleichzeitig muß Hanisch gar nicht viel erklären, weil er mit Allusionen arbeitet, also auf die Erfahrung der Rezipienten rekurriert. Er erinnert sich an die Mobilisierung und das erste Auto in der Familie, das viele Leser/innen von ihren Eltern oder Großeltern kennen. Bei der Beschäftigung mit früheren Epochen muß ein erhöhter Erklärungsaufwand betrieben werden, weil sie keiner unmittelbaren Erfahrung zugänglich sind. Hanisch unterstellt, daß das, worüber er schreibt, vielen Lesern unmittelbar zugänglich sei, und schiebt ihnen einen wesentlichen Teil der Interpretation zu.

Mejstrik: Ganz genau. Die Metapher läßt sich als Darstellungsmodus und Konstitutionsprinzip von Vorgegenständen begreifen, also von Gegenständen, die gerade nicht nach einer erkenntnispezialisierten Rationalität funktionieren. Metaphorik ist aber nicht nur – wie soll ich sagen – alltagssprachlich. Wie es gelehrte Vorgegenstände gibt, so gibt es auch eine wissenschaftlich anerkannte Metaphorik. Ich denke an die Sozialtopographie oder, allgemeiner, an die körperliche Metaphorik von jenen Bildern, mit denen man historische Realität wie den physisch erfahrbaren Raum beschreiben kann: Es gibt ein oben, ein unten, ein links und ein rechts, ein vorn und ein hinten, man kann sich hinein- und hinausbewegen (zum Beispiel „in die Politik gehen“), sozial auf- und absteigen usw. All das wird oft als „harter“ Begriff gebraucht und – was ist selbstverständlicher? – muß gar nicht erst belegt werden. Also Hanischs Metaphorik findet sich auch bei seinem Gebrauch von Begriffen.

Sieder: Das reicht sogar noch weiter! An einer Stelle (S. 430) schreibt Hanisch: „(...) die harten Synkopen des Jazz lösten die klebrige Süßigkeit der Operettenklänge ab“ – damit ist nichts erklärt, aber persuasiv eine ästhetische Eigenschaft zugeordnet – „Boogie-Woogie und Rock'n'Roll machten die Jugend unfähig zum Marschieren im gleichen Schritt und Tritt.“ Gleich anschließend schreibt er ohne Distanznahme: „Die Sinnlichkeit eines neuen Körpergefühls – der Urwald mitten in Europa, wie

man immer wieder klagte – unterminierte den Prozeß der Zivilisation.“ Ein wissenschaftlicher Terminus, über den man natürlich streiten kann, nämlich Elias' Begriff „Prozeß der Zivilisation“, wird hier in eine alltagssprachliche Metapher zurückverwandelt.

3. Die Theorie des Historischen und die Theorie des Sozialen

Der Journalist
Die Zeitung ein Mittel,
um etwas zu künden?
Es gilt, zum passenden Titel
das Ereignis zu finden!⁴

Mejstrik: Wenn man eine Theorie oder Methode von den konkreten Erklärungen trennt, dann finden sich sehr oft Widersprüche. Es ist eine durchaus übliche Leseerfahrung für mich, daß in einer Einleitung, wo Methoden oder Theorien vorgestellt werden, meist etwas anderes angekündigt ist, als im Hauptteil umgesetzt wird. Wenn ich mich an Hanischs Einleitung halte, finde ich die Anleihe bei Kocka und Wehler, die Große Theorie. Im Hauptteil aber, bei seinen Gegenstandskonstruktionen, versucht er kaum, dieses Programm, wie schief es nun immer sein mag, umzusetzen. Statt dessen geht Unterschiedlichstes durcheinander. Deshalb schlage ich vor, daß wir in diesem Teil der Diskussion das Plakatieren der Konzepte in der Einleitung und ihren tatsächlichen Gebrauch im Hauptteil auseinanderhalten.

Mattl: Hanisch hat eine starke, aber nicht explizierte Theorie, die das ganze Buch durchzieht: die der *civil society*. An diesem Begriff schreibt er entlang, auch wenn er ihn später nicht mehr eigens hervorhebt. Insofern hat das Buch ein Programm, das Hanisch relativ konsequent erfüllt, etwas, das die Zuweisungen für ihn dann logisch sinnvoll und schreibbar machen.

Landsteiner: Ich habe mit dem Begriff *civil society* Probleme, er ist so ungeheuer verwaschen. Kommt er nicht vor allem aus einer klassisch liberalen Tradition, die unterstellt, daß man den Staat auf ein notwendiges Minimum zurückdrängen könnte, wenn es eine starke und selbstorganisierte bürgerliche Gesellschaft gäbe? Das klingt zunächst sehr schön. Wenn man es sich aber genauer überlegt, hat es sehr fragwürdige politische Implikationen, weil solch eine *civil society* natürlich auch bedeutet, daß diejenigen, die gesellschaftliche Macht haben – heutzutage vor

4 Karl Kraus, Inschriften, in: Die Fackel 32 (1930) Nr. 834–837, 43–45, hier 44.

allem ökonomische Macht, würde ich meinen –, doch stark vorgeben, in welche Richtung Politik betrieben werden soll. Mir fällt die Schweiz ein, von der ich behaupte, daß sie eine ganz starke *civil society* in diesem Sinn besitzt. Aber es gibt auch das Diktum, daß die Berner Politik in den Züricher Vororten gemacht wird, das heißt von denen, die die Banken kontrollieren. Das will Hanisch offenbar nicht sehen, sondern er unterstellt einen anderen Begriff von *civil society*, der von all dem abstrahiert.

Dazu paßt die vehement postulierte Modernisierungstheorie, die für mich auch nichts anderes ist als die Weigerung, über bestimmte Grundkomponenten der Gesellschaft zu reden. Sagen wir einmal so: Wenn man von Modernisierung redet, redet man bewußt nicht von Kapitalismus. Da redet man dann von „traditionell“ und „modern“, was immer das auch heißen soll. Für mich ist Modernisierung ein vollkommen leerer Begriff. Die einzige Definition, die Hanisch bietet, sieht so aus: Leitperspektive des Buches soll eine „allgemeine“ Modernisierungstheorie sein, für die er keinen „intellektuell adäquaten Ersatz“ sieht. „Denn wer könnte empirisch bestreiten, daß die materiellen Lebenschancen, zumindest im Westen, im Lauf des 20. Jahrhunderts enorm angestiegen sind.“ (S. 14)

Zu dem paßt in einem weiteren Schritt auch dieser eigenartige Gebrauch der Begriffe „Klasse“ und „Stand“. Klasse definiert er zunächst etwas oberflächlich, kombiniert Marx und Weber. Dann kommen sehr schnell die Schichten, die nur mehr rein quantitative Unterteilungen in Arm und Reich darstellen, und dann kommt immer wieder dieser eigenartig besetzte Standesbegriff. Ich greife ein Zitat heraus, das mir in diesem Zusammenhang sehr signifikant erscheint: In den Gewerbenovellen, schreibt Hanisch, werde ein Gesellschaftsmodell durchgedrückt, „das in den Grundzügen anti-kapitalistisch, anti-industriell, anti-liberal, anti-jüdisch oder – um es einmal positiv zu formulieren – das noch ‚ständisch‘ eingefärbt war.“ (S. 101) Das läuft auf einen höchst ideologisch besetzten Standesbegriff hinaus. Alles, was traditionell oder auch konservativ oder reaktionär ist, ist ständisch, alles, was mit Klasse zu tun hat, ist modern oder auch fortschrittlich. Wieder schwindelt sich Hanisch um eine Definition von Begriffen herum, die diese erst analytisch fruchtbar machen würde. Man könnte ja auch einen Stände-Begriff hernehmen, durchaus von Max Weber kommend, der darauf hinausläuft, daß in einer ständisch organisierten Gesellschaft Herrschaft und Aneignung untrennbar miteinander verbunden sind und daß sich von ihr eine bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft oder eine Klassengesellschaft dadurch unterscheidet, daß im Rahmen einer formalrechtlichen Gleichheit ökonomische Macht oder auch Leistungsqualifikationen für Lebenschancen entscheidend werden.

Mejstrik: Es erscheint mir problematisch, Hanischs Modernisierungs- oder Gesellschaftstheorie als Theorie zu bezeichnen. Er will ja nicht nur sagen, wie die Welt ist, sondern er will auch sagen, wie sie sein soll. Er geht prinzipiell davon aus, daß man *real* und gleichzeitig *richtig* über die historische Welt sprechen kann. Das trägt die Modernisierungstheorie und sein Konzept der Lebenschancen. Lebenschancen, „gerechtere Verteilung“ (S. 13) sollen empirisch-objektiv gemessen werden. Wie soll das gelingen, außer wenn man dabei vollständig übersieht, daß es je nach Standpunkt unterschiedliche Gerechtigkeiten gibt? Solche Messung setzt also den eigenen ethischen Standpunkt als objektiv-empirischen Maßstab voraus. Dementsprechend beschränken sich die empirischen Nachweise eines Zuwachses oder eines Verlustes von Lebenschancen im Text meistens auf rhetorische Behauptungen: „Unbestreitbar ist ...“ usw. Ein beschreibender und ein vorschreibender Zugang zur Welt werden vermischt, eben wie bei der humanistischen Bildung. Das ist aber mit einer Forschung als Erkenntnisspezialisierung nicht vereinbar, denn ich muß irgendwann aufhören, nach dem Warum zu fragen, wenn es so etwas wie moralische, ethische Grenzen des Verstehens geben soll. Durch so eine problemlose Vermischung von Ethik und Erkenntnis machen dann auch die Metaphern der Sozialtopographie erst Sinn. Bei Hanisch lösen sich im Zuge des 20. Jahrhunderts die Klassen ja auf. Er versteht sie nur als politisch mobilisierte Klassen, die dann auch verschwinden, wenn die politischen Lager verschwinden. Was übrig bleibt, sind die Schichten, das Oben und Unten der Gesellschaftspyramide. Die soll es wirklich geben von 1900 bis jetzt. Bei seiner Art von Strukturen gibt es in der Gesellschaft damit keine prinzipiellen Antagonismen, sondern nur Verteilungsungleichheiten, „soziale Ungleichheiten“ (S. 67).

Sieder: Die eine prekäre Grenze ist die zwischen Gesellschaft und Staat, die gerade angesprochen wurde. Die zweite ist aber die zwischen Gesellschaft und Individuum. Insofern sitzen sowohl sein Vorbild Kocka als auch Hanisch selbst einem hegemonialen beziehungsweise lange Zeit hegemonial gewesenen soziologischen Gesellschaftsbegriff auf, der genau zwischen Subjekt und Staat situiert ist als die Summe von Prozessen, Konflikten, Kooperationen, Gruppen, Klassen, Ständen etc. Das Wesentliche ist, daß auf der einen Seite damit das Verhältnis zum Staat per definitionem nicht näher beschrieben werden kann, denn Gesellschaft ist nicht Staat, Gesellschaft steht dem Staat gegenüber. Damit werden gesellschaftliche Kräfte in ihrer Gestaltungsfähigkeit gegenüber dem Staat nicht transparent. Und auf der anderen Seite ist das Subjekt nicht Gesellschaft. Alles das, was Gesellschaft ist, wirkt selbsttätig, selbstläufig und „prallt“ auf das Subjekt, wie es heißt. Das Subjekt ist in diesem Denken strenggenommen nicht gesellschaftlich. Daraus resultiert auch,

daß in diesem heimlichen Verständnis von Gesellschaft die Frage, wie die Subjekte als Akteure die Gesellschaft konstituieren, eigentlich keine strategische Bedeutung hat. Die Gesellschaft ist immer schon, aber immer nur hinter dem Rücken der Subjekte, konstituiert.

Stocker: Hanisch vermenschlicht die Strukturen, sie handeln. Was machen andererseits die historischen Akteure in diesen Prozessen? Ich sehe ein ganz starres Oben-Unten-Schema. Die unten handeln nicht, sondern werden bloß von den Strukturen betroffen, die „Betroffenen“ nennt er sie auch. Und dann gibt es einige, die handeln, sie sind „Akteure“: die Politiker oder die großen Persönlichkeiten. Eine sehr historistische Sichtweise, finde ich. Dazu kommt dann der Historiker, der in dieser Logik, indem er wirksame Geschichtsbilder macht, zu den Akteuren der Geschichte zählt.

Mejstrik: Die historische Realität ist bei den Beschreibungen Großer Männer ein Resultat von guten Gründen, Wahlmöglichkeiten und Intentionen. Dem entspricht das komplementäre Paar Situation und Handeln: der subjektivistische Zugang (Interaktionen, Entscheidungen). Aber gleichzeitig findet sich auch das Gegenteil, ein objektivistischer Zugang mit dem komplementären Paar von Struktur und Verhalten. Das Veränderungsprinzip sind dann nicht die Gründe, sondern die Ursachen. Das *movens*, das Subjekt von Geschichte sind hier nicht Akteure oder Personen, sondern Strukturen und Prozesse. Natürlich ist die Aufteilung nicht willkürlich: Wenn das Volk strukturell unter der Wirtschaft leidet, in der Politik und Kunst aber gehandelt wird, so rekurriert Hanisch, wie mit seiner Rhetorik, wieder auf die unterschiedlichen Ideologien dieser Bereiche. Doch wichtiger ist mir jetzt, daß mit der Vermittlung überhaupt nichts erklärt wird. Es gibt eine Stelle, da geht es um Kaiser Karl, der als Großer Mann der Geschichte am Ende des Krieges verzweifelt: „Am Beispiel Kaiser Karls läßt sich studieren, wie eng der Handlungsspielraum auch der Herrschenden werden kann, wenn die ökonomischen, sozialen, politischen Strukturen ausgereift sind. Es bleibt kaum eine Wahlmöglichkeit mehr.“ (S. 229) Daran läßt sich zeigen, daß objektivistische Ursachen und subjektivistische Gründe in ein und demselben Argument einfach nebeneinandergestellt werden, als ob sie ein und dieselbe Logik hätten. Eine historische Tätigkeit wird so auf die Summe aus einem strukturbestimmten Handlungsspielraum und einer dennoch freien, strukturunbestimmten Wahlmöglichkeit reduziert. Der Witz bei dieser Konstruktion ist, daß sie scheinbar das verbindet, was als Gegensatz a priori postuliert worden ist. Hanisch erklärt mir weder, warum und wie die Strukturen reifen, noch warum Karl das wählt, was er wählt. Beide Logiken sind unhintergebar, haben miteinander nichts zu tun, gerade weil sie bloß rhetorisch vermittelt werden.

Mattl: Ist es nicht noch viel dramatischer? Braucht Hanisch nicht das, was er als das „Fleisch“ (S. 11) der Geschichte bezeichnet, um nicht in eine brutale Erstarrung zu verfallen?

Sprengnagel: Hanisch ignoriert damit alle Bemühungen der letzten zehn Jahre zu verstehen, wie die Akteure durch ihr Handeln die Strukturen konstituieren, ihre Welt *strukturieren*, um mit Giddens zu sprechen.

Stocker: Kann mir jemand erklären, was Hanisch unter Strukturen versteht?

Sieder: Ja, er sagt explizit, die Struktur sei das tragende „Skelett“ einer Gesellschaft. In dieser organistischen Metapher sind dann die Menschen, „die Stimmen der Betroffenen“ (S. 11), das Fleisch. Das heißt unter anderem, Kultur, hier Massenkultur, existiert außerhalb der handelnden und leidenden Menschen. Sie ist nicht Fleisch, sondern tragende Struktur.

Landsteiner: Ein derartiger Strukturbegriff führt natürlich auch dazu, daß man den Gegensatz von Mikro- und Makroanalysen postulieren muß. Die Makroanalyse beschäftigt sich mit dem Skelett und die Mikroanalyse mit dem Fleisch.

Eder: Hanisch sieht seine Strukturen ausschließlich diachron. Dabei postuliert er Traditionen und Antriebskräfte, nämlich Josephinismus und Barock. Das Barock soll das veränderungsfeindliche Element darstellen, der Josephinismus das – von oben – veränderungsfreundliche. Für die leidenden Individuen ist deshalb immer schon eine historische Tradition da, die in den Strukturen wirkt. Damit bietet er zusätzlich ein wenn auch verstecktes Element an, das den Eingriff von bestimmten Individuen in die Strukturen bedingt. Ich finde, wir sollten uns diesem *homo austriacus* endlich nähern.

4. Die Konstruktion der Österreichischen Geschichte aus dem Gegensatz von Barock und Josephinismus

*Alles ist so k'wiß zwischen Taxus und Taxis gehalten, der Hausherr spricht, er lobt die Wiener Gesellschaft, die noch ein Gesicht hat, und ich sehe förmlich seine Habsburgerlippe. Vermutlich hat seine Villa nebst Telephon auch eine theresianische Padstuben.*⁵

Müller: Ernst Hanisch, *carnifex*, braucht also nicht nur das autonome Individuum, sondern auch die Tradition. Sein zentrales Ideologem, die Dichotomie von Barock und Josephinismus, ist keineswegs eine neue Idee. Es gibt solche Ansätze bereits im

⁵ Karl Kraus, Aus der Barockzeit, in: Die Fackel 27 (1925) Nr. 697–705, 78–88, hier 81.

19. Jahrhundert, es gibt sie bei Hermann Bahr, und es gibt all das, was Karl Kraus über Hermann Bahr geschrieben hat und das man im übrigen auch gegen Hanisch wenden könnte. Es gibt in dieser Tradition des Österreicher-Machens, die bis in die Habsburgerzeit zurückreicht, immer wieder die Anspielung auf die barocke Tradition. Ebenso würdig, weil zum Haus Habsburg gehörig, ist die josephinische Tradition, die als Gegenpol gefaßt wird. Diese nicht nur auf einen analytischen, sondern auch auf einen gesellschaftlichen Widerspruch verweisenden Kategorien behandelt Hanisch auf eine seltsame Weise gleichgewichtig und komplementär. Sie spielen von Anfang an eine Rolle: die Gegenüberstellung von Klaus und Kreisky, von Raab und Schärf, von Seipel und Bauer etc. Die Heroen der österreichischen Geschichte werden in dieses bipolare Feld eingeordnet. Meiner Meinung nach ist dies das eigentlich historische, das mächtigste Prinzip in Hanischs Buch; es nimmt in der Argumentation wesentlich mehr Platz ein als die von ihm konstruierten Entwicklungsstränge und sein modernisierungstheoretischer Ansatz.

Sprengnagel: Hanisch mißversteht die Komplexität, in der die Phänomene Barock und Josephinismus gedacht werden können und schon beschrieben worden sind. Wenn der Josephinismus das Nüchterne, die Bürokratien, Institutionen und ihre Verfahrensweisen repräsentieren soll, so steht das Barock – im Gegensatz zu den kalten Strukturen – für das Fleisch, die Lust, die Beichte, das Hochamt und das pralle Leben. Es zeigt sich darin eine eigenartige, ständig wiederkehrende Dichotomisierung von Begriffen als Leitlinie der Beschreibung.

Mattl: Es gibt einen klaren Hinweis darauf, daß die Dichotomisierungen, die Du gerade angesprochen hast, in einem abstrakteren Zusammenhang zu sehen sind. Sie sind typisch für eine bestimmte Form von Erzählung. Sie bilden auch das Muster, in dem große Geschichten erzählt werden, nämlich mittels paarweise gegenübergestellten Protagonisten. Dieser Antagonismus strukturiert die Geschichte als Erzählung, ermöglicht kausale und zeitliche Schemata. Und er offeriert auch die Möglichkeit, Wendepunkte einzuführen. Im Buch wird der ‚Österreicher‘ zu Beginn unterdrückt. Mit dem Auftritt des guten Gegenparts, des Aufklärers, wird die Unterdrückungsmacht in Schach gehalten. Nach der dramatischen Konfrontation mit den Figuren „Gesellschaft“ und „Staat“ kommt es zu einer glücklichen Umkehrung der Situation: Zuletzt hat der „gute“ Aufgeklärte – egal ob Supersubjekt oder Individuum – doch die Chance, über das Repressive, das Böse zu siegen.

Landsteiner: Ich meine auch, daß das Gegensatzpaar Barock-Josephinismus die gesamte Erzählung organisiert und ihre Spannung aufbaut. Angesichts der Forschungslage war ich jedoch total frappiert über Hanischs Versuch, Gegenreformation – er jongliert zwischen den Begriffen Barock (wahrscheinlich, weil das

ein altes Muster beim Nachdenken über Österreich ist) und Gegenreformation – als Gegenpart von Josephinismus zu postulieren. Er übersieht dabei, daß er von zwei unterschiedlichen Phasen in der Schaffung von Territorialstaaten spricht. Es ist ein ziemlicher Unsinn, wenn er von „Innerer Gegenreformation“ als „brutale Gehirnwäsche und Disziplinierung der Menschen“ schreibt. Und dann: „Die Gegenreformation machte Schluß mit der fröhlichen Sexualität (Abschaffung der Badhäuser); es folgte eine ‚sittliche Vereisung‘; die normgerechte, eheliche Sexualität wurde mit relativ harten Strafen erzwungen; kalte Gebetsnächte sollten die heißen Liebesnächte ersetzen.“ (S. 25) Ein Blick in Foucaults *Sexualität und Wahrheit* und dessen Kritik an der Repressionsthese hätte gereicht, um dies in Frage zu stellen. Auch die historische Diskussion über die Gegenreformation hat sich schon längst von der Vorstellung gelöst, Reformation sei progressiv und „gut“, Gegenreformation reaktionär und „schlecht“. Heutzutage spricht man von Konfessionalisierung als einem Prozeß, der sich über 200 Jahre zieht und eher als ein Herauskrystallisieren von Konfessionen zu verstehen ist. Das ist ein ungemein politischer Prozeß, der immer auch mit Staats-, mit Territorienbildung zusammenfällt. Dabei wurde versucht, unterschiedliche Vorstellungen von Religion und religiösen Praktiken zu vereinheitlichen. Das geschieht in allen drei Konfessionen, und ich würde behaupten, stärker bei den protestantischen und calvinistischen Konfessionen, denn bei diesen konvergiert die Kirchen- mit der Staatsorganisation viel mehr als im katholischen Bereich, wo durchaus Spannungen zwischen der Kirchen- und der Staatsorganisation fortbestehen. Gleichzeitig existieren Forschungen, die die Gegenreformation als Modernisierung interpretieren. Die Jesuiten, die ja im Zentrum der Vorstellung von Gegenreformation als purer Reaktion stehen, kann man im Kontext der Zeit auch als ziemlich progressiven Orden sehen. Dagegen bleibt Barock/Gegenreformation bei Hanisch die alte Metapher, die er immer dann, wenn er etwas als rückschrittlich, ständisch oder reaktionär charakterisieren will, einsetzt. Und analog spielt er den Josephinismus aus: Dieser ist für ihn, wenngleich auch ambivalent, die Metapher für Fortschritt oder Aufklärung – ambivalent, weil er ihn auch als Bürokratisierungsschub, als Prozeß der Territorialisierung und als Genese von infrastruktureller oder administrativer Macht versteht.

Müller: Du hast vollkommen recht. Hanisch kann es aber gar nicht darum gehen, historische Fehler zu vermeiden, da er der bereits diskutierten Argumentation für seine Darstellung so sehr bedarf. Deswegen etwa auch die Behauptung, daß die Badehäuser durch die Gegenreformation abgeschafft worden wären – bereits im 16. Jahrhundert sind die meisten tatsächlich beseitigt oder wenigstens unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt worden. Er braucht ein Set von Ideologemen und keine

historische Argumentation. Sind diese Bilder erst einmal ins Spiel gebracht, stellt sich ein zusätzliches Problem ein, das Hanisch nicht behandelt: Wie ist es möglich, daß Menschen, daß gesellschaftliche Strukturen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so stark von der zweiten Hälfte des 17. und des 18. Jahrhunderts geprägt werden? Welche Sozialisationsmechanismen sind denn hier im Spiel? Wie bildet sich jene *Tradition* heraus, auf die Hanisch ständig rekurriert? Müßte das nicht in Anbetracht der beanspruchten Reichweite seiner These exakter geklärt werden? Ich habe in seinem Buch nichts zu diesen Fragen gefunden.

Mattl: Es wird der österreichische Mensch herbeigeschrieben. Viele Formulierungen scheinen auch schon 1945 in den *Österreichischen Monatsheften* auf. Insofern ist es schon eine wichtige Frage, ob die Verwendung von Barock/Gegenreformation nicht eben auf jenen österreichischen Mythos abzielt, den man auch bei Friedrich Heer und anderen findet. Ein klassischer mythologischer Stiftungsakt: Der österreichische Mensch, sein metaphysisches Wesen, seine Spiritualität, aber auch seine antikapitalistische Seite werden fundiert.

Müller: Wäre Hanisch also ein weiterer Österreicher-Macher?

Landsteiner: Ich behaupte, daß er den habsburgisch-österreichischen Mythos fort-schreibt. Das hängt auch mit der Konstruktion seines Untersuchungszeitraumes 1890–1990 zusammen.

Eder: Aber es gibt nicht nur die Traditionen der Strukturen, sondern auch die un-reflektierten Traditionen der Psyche: Der österreichische Mensch wird von Hanisch ja gleichsam als „lange Seele“ gesehen.

Mejstrik: Ich habe bei Langzeitkonstruktionen, die sehr viel zu erklären vorgeben und vor allem einen eigenen Gegenstand für die Geschichtsdiziplin liefern sollen, meine Schwierigkeiten. Bei Hanisch ist dieser gelehrte Vorgegenstand noch mit alltäglichen Vorgegenständen vermischt. Er sagt, in der österreichischen Geschichte passiere dies und jenes, aber alles ist nur der immergleiche Gegensatz Aufklärung/Barock. Hanisch versucht nicht, die verschiedenen Phänomene als Fälle von Realität zu begreifen, zusammenzufassen, voneinander abzusetzen und gegeneinander zu gewichten. Er versucht nicht, eine Struktur – in einem anderen Sinn als er den Begriff verwendet – des Systems der Fälle zu entwickeln und begrifflich ein Prinzip der Struktur zu definieren. Er nimmt einen einzigen Fall, Aufklärung/Barock, und erklärt ihn zur Wahrheit aller anderen, zum Beispiel der politischen Lager der Ersten Republik. Das ist das genaue Gegenteil von einer Systematisierung. Nur durch den permanenten Antagonismus sich selbst treu bleibender Entitäten kann er sich mit den rhetorischen Gegenüberstellungen begnügen. Was das Buch allerdings von einer einfachen Erzählung abhebt, ist, daß Hanisch

sich nicht entscheiden kann, welche Seite des Paares die schlechte oder die gute sein soll. Das ist die Besonderheit seiner mythischen Konstruktion, die er auch verteidigt: Ein Sowohl-als-auch scheint für ihn die beanspruchte historiographische Gerechtigkeit darzustellen.

Sieder: Hanisch benötigt ein Instrument der Kohärenzkonstruktion, um von einer *Österreichischen Geschichte* mit einer langen Dauer reden zu können. Und da braucht es ein ‚langlebiges‘ Agens oder zwei, wie Barock und Josephinismus, die sich – gleichsam überzeitlich, ja ahistorisch gemacht – als die Superkategorien über die Phänomene legen lassen. Diese werden der einen oder der anderen Kategorie zugeordnet, nach dem Schema: ‚beherrscht‘ und ‚frei‘, ‚liberal‘ und ‚unterdrückend‘ etc. Dieses Schema ist vage genug, sodaß für jede Epoche eine Zuordnung möglich ist und Kohärenz hergestellt werden kann. Genau solch ein Bemühen wird jedoch von der postmodernen Theorie mit der Ablehnung der Metaerzählung verneint. Von ihr fühlt sich Hanisch provoziert, und auf sie muß er brüsk reagieren. In der Einleitung meint er ja auch, es gebe sogar moderne Theorien, die diese Fragmentierung zum Programm erheben. Hier sind wir an einem Punkt, an dem wir die historische Theorie Hanischs und die Frage, wie sie gebaut wird, in die Diskussion hereinnehmen müssen: Welche Art von Kohärenzkonstitution ist dem Buch zugrundegelegt?

Landsteiner: Die größte Individualität, die Hanisch unterstellt, ist „Österreich“. Dieses Etikett suggeriert, daß ganz unterschiedliche Einheiten, nennen wir sie einmal politische Verbände oder Staaten, die ja nur mit dem gleichen Namen versehen wurden und sich im gleichen geographischen Raum konstituierten, als Einheit zu verstehen sind. Damit wird unterstellt, daß es hier wirklich eine kontinuierliche Traditionslinie geben würde. Das ist ein sehr altes historiographisches Konstrukt, nämlich das der Nationalgeschichtsschreibung, und die Reihe *Österreichische Geschichte* in zehn Bänden ist als ein klassisches Beispiel für diese Form der Geschichtsschreibung angelegt. Wenn man im Hochmittelalter ansetzt und bis ins 20. Jahrhundert schreitet, wird man viele Brüche finden, die diese Kontinuität in Frage stellen. Hanisch hat zwei dieser Brüche zusammengespannt: zwischen Habsburgerreich und Erster Republik und zwischen Erster und Zweiter Republik mit der Unterbrechung Faschismus. Wenn die Analyseeinheit „Österreich“ ist – definiert als Staat, und dieser Staat wiederum gibt ja den Rahmen ab für alles, was er Gesellschaft nennt –, dann finde ich hier das alte unüberlegte Vorgehen, Gesellschaftsgrenzen mit Staatsgrenzen zusammenfallen zu lassen. Die Tatsache, daß der Zerfall des Habsburgerreiches im Rahmen der neuzeitlichen geopolitischen Landschaft als herausragender Bruch anzusehen ist, kommt zu kurz. Hanisch konstruiert

hier – er sieht den Bruch, doch bewertet er ihn nicht gebührend – Kontinuität. Logischer erschiene es mir, bei der Ersten Republik als Nachfolgestaat der Monarchie anzusetzen. Er hingegen widmet der Monarchie, genauer ihren zwanzig letzten Jahren, 79 Seiten des Buches und vergißt, sich zu überlegen, mit welchen Analyse-einheiten er eigentlich arbeitet. Die Wahl der Analyse-einheit steuert in der Folge die Analyse. Man kann doch nicht nur die Alpenländer auswählen, weil es bei ihnen eine geographische Kontinuität zur Ersten Republik gibt, und den Kontext der Monarchie ignorieren. So schreibt Hanisch zum Beispiel, daß die alpenländische Landwirtschaft nach dem Verfall des Reiches nicht mehr fähig gewesen sei, den Kleinstaat zu ernähren, daß sie nicht ausreichend marktwirtschaftlich integriert gewesen sei. Ja warum denn? Die alpine Landwirtschaft ist doch in einem bestimmten Kontext innerhalb des Reiches zu sehen: Das Getreide und die Rinder kamen aus Ungarn, die Schweine aus Serbien. Hanisch führt dies zwar an, aber überlegt sich nicht, daß ihm das Herauslösen der Alpenländer aus dem Reichskontext wichtige Perspektiven verbaut. Sonst müßte er sehen, daß die von ihm postulierte Rückständigkeit der alpinen Agrarwirtschaft aus dem fehlenden Produktivitätssteigerungsdruck resultierte, daß die „österreichischen“ Agrarregionen vor allem ein Reservoir für die Abwanderung in die Zentren waren.

5. Kultur – Moral – Ideologie

*Denn von wahrer Andacht weiß man in Salzburg, wo
einst Hermann Bahr gewirkt hat, ein Lied zu singen.*⁶

Scheit: Über Mahler heißt es, er habe „das Naturbild“ der Wiener „zerstört“ – hierzu wird jedoch Nietzsches Dionysos bemüht: „Nicht die liebliche, betuliche Natur des Sonntagsausflugs und der Sommerfrische wird musikalisch beschworen, Dionysos, der schreckliche Gott zieht ein. Das Leben selbst kämpft sich empor, zu immer höheren Formen.“ (S. 251) Das Leben selbst gibt es in Mahlers Musik so wenig wie sich aus Klimt, Schiele, Kokoschka und Schnitzler der gemeinsame Nenner einer „erotisch vibrierende(n) Kunst“ ziehen läßt. Hinter den Kunst-Illustrationen von Hanisch verbirgt sich meist ein eigenartig vitalistisches Weltbild: Egon Schiele und Oskar Kokoschka brechen aus „in die Wildnis der ungehemmten Triebe“ – und sind doch Vertreter der josephinischen Avantgarde, der rationalen Wortkultur. Es

⁶ Karl Kraus, Vom großen Welttheaterschwindel, in: Die Fackel 24 (1922) Nr. 601–607, 1–7, hier 2.

ist also offenbar die Repressions-These, das Konzept der sexuellen Revolution, die hier dem Einbezug der Künste in die Geschichtsschreibung zugrunde liegt.

Müller: Die *argumentativen* und die *obsessiven* Züge des Buches sollte man – so schwierig das auch scheint – auseinanderhalten, etwa bei der Darstellung von Frauen oder der Frage des Religiösen. Beide Themen treten ja oft genug nebeneinander auf. Das ist eines der interessantesten Spezifika dieses Buches.

Landsteiner: Ich möchte Müller zustimmen, daß im ständigen Rekurrieren auf die Religion Obsessives durchscheint. Hanisch schreibt vom „Sanctissimum Fernsehen“ (S. 87); der Sport ersetze die Religion; selbst der Vulgärmarxismus der österreichischen Sozialdemokratie ist ihm ein Ersatz für religiöse Bedürfnisse; die Verlängerung der Lebenserwartung erscheint als Verlust an jenseitiger Lebenserwartung etc. Dieser Religionsbesessenheit müßte man sich schon als Psychologe nähern. Hier scheint die Person des Autors sehr stark durch.

Eigner: Das wird umso stärker, je mehr man im 20. Jahrhundert voranschreitet. Die Konsumgesellschaft wird etwa nur mehr aus dem Verlust von Ewigem – mit einem Imhof-Zitat – und daraus, wieviele Ersatzreligionen es nun gebe, erklärt.

Landsteiner: Im ersten Teil des Buches wird aber eine Spannung eingeführt zwischen der repressiven, disziplinierenden, barocken, gegenreformatorischen Kirche, der Hanisch Ungeheures zutraut, und der Religion, die er immer wieder als sinnstiftend vorstellt, als etwas Innerliches, Individuelles, den einzelnen Betreffendes.

Mejstrik: Hanischs Bewertungen schwanken. Oft wird doch auch die Kirche positiv bewertet, nämlich immer im Zusammenhang mit einer Vorstellung von Heimat und von Aufgehobensein. Mit dieser Metapher wird genauso die Familie gesehen. Auch die Frau ist in ihrer „guten“ Version Heimat. Frau, Religion und Familie treten aber auch in „schlechten“ Varianten auf. Jedesmal steht dann dem Phantasma der Heimat das des beengenden Kollektivs gegenüber, der „schlechten“ Seite von Gemeinschaft. Einmal wird das Dorf zum Beispiel als erdrückende Atmosphäre, in der man nicht leben kann, beschrieben und ein anderes Mal ist es eine überschaubare kleine Einheit, wo man mit anderen gut auskommt. Die Metaphorik der Stadt funktioniert genauso, nur umgekehrt, über das Phantasma der Abwesenheit von Gemeinschaft: einmal als dynamische Möglichkeit der Entwicklung und der Entfaltung – das wäre das Gute, wenn es keine Gemeinschaft mehr gibt, also die Erlösung vom Kollektiv – und ein anderes Mal Vereinsamung, Isolation, Kälte, als das Schlechte. Die ethische Unentschiedenheit zwischen den Gegensätzen ist das Spezifikum von Hanischs gelehrter Mythologie, wie sich auch Barock und Aufklärung, beide *unbestimmt* zwischen Gut und Böse, durch die Zeiten wälzen.

In der Einleitung gibt es eine Art von Leseanleitung für das ganze Buch. Mit

einem Trick wird der „richtige“ Interpretationsschlüssel geliefert. Hanisch spricht von seiner Vergangenheit als Ministrant. Und dann heißt es: „das Mütterchen Kirche hat Krallen“, das meint das Kollektiv, das einen nicht losläßt. „Zwar ist mir der Kirchenglaube ziemlich in die Ferne gerückt, aber die katholische Kultur ist meine emotionale Heimat.“ (S. 16) Wenn Hanisch seine eigene Geschichte anhand des ethisch unlösbaren katholischen Widerspruchs präsentiert, dann frage ich mich, ob die Erfahrung der Unlösbarkeit nicht vielmehr genau beim Projekt dieses Buches aktualisiert worden ist: der Widerspruch, einerseits das Erbe der Historiographen kritisch zu übernehmen und andererseits einer noch kritischeren Kritik an diesem Erbe gegenüberzustehen, wird übersetzt in den Widerspruch, die mythischen Gegensätze nicht eindeutig versöhnen zu können.

Mattl: Mit diesem Statement macht er seine Position als Autor, als Formulierer einer großen These glaubwürdig. Denn er sagt damit gleichsam: „Ich kenne die katholische Kirche, und damit bin ich ein kompetenter Sprecher“. Damit kann er es sich auch leisten, Formulierungen wie „Mütterchen Kirche“ zu verwenden.

Sieder: Das heißt aber auch, daß man die eigene Lebenserfahrung als Modell des Modernisierungsprozesses liest, daß man sich über das, was man als Ministrant erfahren hat, als kompetenter Sprecher genauso äußern kann wie über das, was man durch die Prozesse der Modernisierung und der Säkularisierung und die damit verbundene Entfremdung und den Verlust von Heimat, Geborgenheit und Sicherheit erlitten hat. Insofern könnte die Biographie gewissermaßen das persönliche Modell des erzählten Modernisierungsprozesses abgeben.

Eder: Wenn Religion als Medium der Sinngebung verstanden wird, als eine Möglichkeit, Heimat zu finden, dann ist ihm und auch der österreichischen Gesellschaft dieser Weg nach der Säkularisierung verstellt. Das Medium, das nun als Ersatz verwendet wird, ist der Körper. Ich versuche diese Sicht mit Hilfe eines Zitats aus dem Kapitel *Lebensverhältnisse um 1980* offenzulegen: „Folgen wir einigen Spuren der Glücksuche. Da fällt zunächst ein narzißtischer Körperkult auf. Die Rehabilitierung des Körpers entzog sich der Kontrolle der Kirche.“ (S. 486) Die Frage nach dem Körper wird gleichermaßen zu einer nach Religion, nach Sexualität und nach der Frau. Nachdem Religion als Medium der Sinnstiftung ausgefallen ist, verbleibt für Hanisch primär der Körper als Möglichkeit einer Wahrheitsfindung im Sinne Foucaults.

Mattl: Aber vielleicht liegt das Problem auf einer anderen Ebene, darin, daß die Evidenzen auf der intellektuellen Seite unterminiert worden sind. In den letzten Jahren gehen einige wissenschaftliche Diskurse davon aus, daß der Körper eigentlich nur innerhalb von Sprache funktioniert. Von einer Substanz bleibt dabei nicht

mehr viel übrig. Das macht die alten Kategorien für Hanisch nicht mehr bedingungslos einsetzbar. Und darin liegt auch eine Schwierigkeit des Textes: In einer Passage verwendet er das eine Instrumentarium und in einer anderen, etwa wenn es um die Moderne geht, nutzt er den begrifflichen Apparat, der in der kritischen Forschung entwickelt worden ist, zehn Seiten weiter schreibt er über den Körper in einer Alltagssprache, die er zuvor als untauglich entlarvt hat.

Müller: Über die jüngste Gegenwart kann Hanisch nur mehr in der Sprache eines philisterhaften Kulturpessimisten sprechen.⁷ Die Diskurse der Gegenwart, die in einem erheblichen Maß die Diskurse der ‚Postmoderne‘ sind, kann, ja darf er überhaupt nicht mehr rezipieren. Aus grundsätzlichen Überlegungen muß er sie abwerten und verwerfen: Sie stellen ja sein Gesamtprojekt in Frage.

Eigner: Wir finden bei ihm ein generelles Urteil, das Unbehagen an der Konsumgesellschaft. Dies füllt er mit Beobachtungen oder Zuschreibungen auf, die für mich völlig verquer sind.

Meixner: Aber Stellen wie die über die Diskothek⁸ spiegeln doch nichts anderes als Hilflosigkeit. Da zeigt sich, daß Hanisch sich in diesem Bereich überhaupt nicht auskennt und gar nicht begreifen kann, was sich da abspielt.

Sieder: Das ist jetzt Deine Sicht. Für ihn ist das nicht Hilflosigkeit, sondern eine dezidierte Bewertung des Verlustes einer spezifischen, ihm vertrauten Art von Paarbildung und einer für ihn lebberen Erotik.

Mattl: Es handelt sich doch um Muster, die es ihm ermöglichen, auch über eine Sekundärerfahrung in einer „authentischen Art“ zu urteilen und zu interpretieren. Die Tragik sehe ich nur darin, daß er nicht mit einer pauschalen Philosophie umgeht – das wäre ja verkraftbar –, sondern mit Befunden, die die Frage nach der Art der Interpretation von Sekundärerfahrung aufwerfen. Zum Beispiel die Diskursanalyse: Die ist ihm im Prinzip unzugänglich, weil er ihre tiefere Problematik nicht wirklich sieht beziehungsweise sich nicht vorstellen kann, was man dann noch unter Geschichte verstehen und wie man Geschichte überhaupt noch betreiben kann.

Müller: Der Alltag ist entropisch. Strukturen, egal wie sie sich konstituieren, sind erst aus einer gewissen Distanz, für einen ‚Beobachter‘, sichtbar, und nicht aus der

7 Etwa bei seiner Denunziation des Wiener Aktionismus: „Hier war ein Punkt erreicht, wo auch eine liberale Gesellschaft klare Grenzen ziehen mußte.“ (S. 483)

8 „Aus den streng formalisierten Tanzbräuchen der Jahrhundertwende wurden die einsamen Tänze in glanzvollen, überlauten Diskotheken. Männer und Frauen tanzen für sich allein, versunken in die Feier ihres eigenen Körpers. Das war zum einen wohl ein Emanzipationsschritt; das ‚Mauerblümchen‘ gibt es nicht mehr. Das ist zum anderen jedoch ein Zeichen für soziale Beziehungslosigkeit, Solipsismus und Einsamkeit.“ (S. 487–488)

unmittelbaren Erfahrung. Die Passagen über die Erste Republik scheinen besser gelungen, nicht nur, weil Hanisch selbst über diese Zeit geforscht hat, sondern weil er hier seine Ansprüche besser einlösen kann. Das Buch ist gegenwartsgeschichtlich nicht sehr versiert, es gibt keine Vorarbeiten, auf die es sich für die beabsichtigte Synthese stützen könnte, und deshalb finden sich in den Passagen über die jüngste Vergangenheit zunehmend moralisierende Äußerungen.

6. Der lange Schatten des Patriarchats

*Weiber sind Grenzfälle.*⁹

Ulrike Döcker: Es ist eine Eigenart androzentrischer Wissenschaftler, daß sie Jahrhundert- oder gar Jahrtausendwenden besondere Bedeutung beimessen. Auch Hanisch leitet sein Buch mit der Bemerkung ein, es sei an der Zeit, aus dem vergangenen Jahrhundert „nüchtern Bilanz zu ziehen“. Und wer, so Hanisch, sollte dies „sachgerecht leisten, wenn nicht der Historiker“. Nur er könne sich mit „entschiedener Analyse“ und „dem Bemühen um klare Urteile“ den „lauten Sirengesängen der schrecklichen Vereinfacher“ entgegenstemmen und die „Zwischentöne hörbar machen“ (S. 9).

Der Historiker als Held, als mutiger Kämpfer wider den Ungeist der Trivialisierung, den Blick furchtlos in die Vergangenheit gerichtet? (Selbst-)Stilisierungen dieser Art kennzeichnen spätestens seit der Aufklärung den bürgerlich-patriarchalen Mann, der sich in einer kritischen Öffentlichkeit beheimatet. Die Offenheit für Kritik und Kontroverse ist diesem Mann selbstverständlich – im heiß umkämpften Feld historiographischer Deutung gilt es, den Gegnern die Stirn zu bieten. Kommt die Kritik jedoch von einer Gruppe, die in der Wissenschaft über Jahrhunderte als nicht satisfaktionsfähig angesehen worden ist – von Wissenschaftlerinnen – so ist auch Ernst Hanisch „wirklich beunruhigt“. Zwar findet er feministische Anliegen grundsätzlich berechtigt und bekräftigt eingangs sogar, die „feministische Wissenschaft“ habe „unseren (?) Blick radikal verändert“, doch wie so oft bleibt es bei bloßer Emphase. Denn eines kann man Hanisch in seiner Gesellschaftsgeschichte Österreichs beim besten Willen nicht bescheinigen: daß er sich bemüht hätte, die Themen und Fragestellungen feministischer Wissenschafts- und Patriarchatskritik ernstzunehmen. Hanisch berücksichtigt weder die mittlerweile stark angewachsene Zahl an Publikationen zur österreichischen Frauengeschichte, noch

⁹ Karl Kraus, Pro domo et mundo, in: Die Fackel 12 (1910) Nr. 309/310, 28–44, hier 31.

sozialtheoretisch oder methodisch interessante Veröffentlichungen von Frauen diesseits und jenseits der Landesgrenzen. Neben den rund tausend in der Bibliographie aufgelisteten Arbeiten von Wissenschaftern führt Hanisch kaum mehr als fünfzig Publikationen von Wissenschaftlerinnen an, und auch in dem fast 500 Seiten langen Buch tauchen Frauen nur an wenigen, aber bezeichnenden Stellen auf: Sie finden sich in einigen Statistiken (etwa S. 68, 70, 77), in bloß illustrativen Passagen zum bürgerlichen oder bäuerlichen Alltag (etwa S. 80, 243, 419, 430), in Absätzen über die Anhängerschaft von Parteien und Kirche (etwa S. 130, 142, 166, 214, 360) und in pathetischen Bildern über die schlechte Versorgungslage von Rand- und Unterschichten („in den Vororten hungerten die bleichen Fabriksfrauen, am Land arbeiteten sich die Bäuerinnen zu Tode“, S. 230).

Neben zahlreichen heldischen Männerfiguren der Politik des 20. Jahrhunderts erwähnt Hanisch nur ganz wenige Frauen mit ihren Namen: beispielsweise Bertha von Suttner und ihr „etwas verquältes, sentimentales Buch“ *Die Waffen nieder!* (S. 220) oder Adelheid Popp, deren Rolle sich in Hanischs Buch darauf beschränkt, während einer Demonstration vom „mächtigen Leib eines Pferdes“ gegen einen Baum gedrückt zu werden (S. 210). Zwar weist Hanisch auf die Katholische Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts (S. 217) hin und an einer Stelle auch auf den „aggressiven Feminismus“ der ausgehenden sechziger Jahre, der „die uralten Männlichkeitsideale der Lächerlichkeit“ preisgegeben habe (S. 479), über die Gründe und Ziele dieser Frauenbewegungen erfährt die interessierte Leserin jedoch nichts.

Sogar das einzige Kapitel in seiner Gesellschaftsgeschichte Österreichs, das sich mit Frauen zu beschäftigen vorgibt und den Titel *Rätsel Weib* trägt, ist männlich perspektiviert. Der Historiker Hanisch übernimmt darin den voyeuristischen Blick der Maler und Schriftsteller des Fin de siècle auf das „Weib“ und verlängert deren Kontextualisierung von Weib, Körper und Sexualität. In einem kurzen Text über Musils *Törleß* setzt Hanisch sogar ein Ausrufezeichen, um diesen Zusammenhang zu betonen: „Hier haben wir sie, die beiden Typen von Frauen, die den zeitgenössischen Diskurs so sehr bewegten: Mutter und Hure!“ (S. 254) Im wehmütigen Schlußkapitel des Buches über die *Lebensverhältnisse um 1980* kommt Hanisch ein letztes Mal auf diesen Zusammenhang zu sprechen. Er beklagt die Zerstörung der Natur und das Zerbrechen alter Bindungen (Ehe, Familie, Nachbarschaft); vor allem aber diagnostiziert er an seinen Zeitgenossen „einen narzißtischen Körperkult“: Durch den Zwang zu Fitness und Schlankheit, durch Krankheit und Angst, Drogen und Reizüberflutung würden die Menschen taub für „emotionale und sexuelle Harmonie“. Und das, obwohl sexuelle Befreiung und körperliche Freizügigkeit im 20. Jahrhundert zügig vorangeschritten seien: „Die Frauen warfen bereits in

den 1920er Jahren das Korsett ab, in den 1970er Jahren baumelte der Busen, wie er wollte. Der Körper wird nun zum Ort persönlicher Identität.“ (S. 486)

Wenn es auch für viele Historiker bezeichnend ist, daß sich Frauen in ihren historiographischen Dramen, wenn überhaupt, nur in bestimmten Rollen wiederfinden, so genügt es nicht, bloß mehr Frauen oder andere Frauen in ihre Werke zu reklamieren. Nach mehr als zwanzig Jahren feministischer Wissenschaftskritik und -theorie kann man von ihnen verlangen, daß sie den grundlegendsten Anspruch feministischer Theorie endlich einzulösen beginnen und die Kategorie Geschlecht als Prinzip historischer Erfahrung und gesellschaftlicher Differenzierung sowie als wissenschaftlichen Deutungskontext in ihren Arbeiten mitdenken. Ernst Hanisch hat dies verabsäumt. Er wird sich deshalb von feministischen Historikerinnen herbe Kritik gefallen lassen müssen. In der Einleitung führt er zur Verteidigung seiner Themenwahl und seiner theoretischen Grundannahmen die „Notwendigkeit zur Abstraktion, zur Beschränkung des Umfangs und zur Wahl bestimmter Relevanzkriterien“ an: Die Kategorie Geschlecht ist für Hanisch offenbar nicht relevant genug. Sein Buch stellt diesbezüglich in der österreichischen Geschichtswissenschaft keine Ausnahme dar.

Die meisten österreichischen Historiker sind bis heute desinteressiert oder skeptisch, wenn sie aufgefordert werden, sich mit der zentralen Ordnungs- und Orientierungsmatrix von Gesellschaften, dem Geschlecht/den Geschlechtern, zu beschäftigen. Wie viele seiner Kollegen beharrt Hanisch darauf, daß jeder „konsequent geschlechtsspezifischen Perspektive“ die strukturgeschichtliche Darstellung einer Gesellschaft vorangehen müsse und die Fokussierung auf *gender* erst in weiteren Forschungsarbeiten erfolgen dürfe. Zwar beschäftigt er sich in langen Kapiteln mit Klassen und sozialen Schichten, meint aber offensichtlich, in der Auseinandersetzung mit *der* Trias abendländischer Zivilisationskritik – Arbeit – Macht – Sprache –, ohne die Kategorie Geschlecht auskommen zu können. Wieder einmal wurde die Geschlechterfrage dem sogenannten Hauptwiderspruch geopfert. Wenn Hanisch an der Berechtigung eines moralpolitischen Zugangs zur Geschichte grundsätzlich festhält, wieso setzt er sich dann über den Anspruch feministischer Wissenschaft auf „Umwertung der Werte“ und Dekonstruktion patriarchaler Herrschaft hinweg? Nicht daß er sich borniert gegen *gender history* wenden würde. Aber er verschiebt die Beschäftigung damit in die ferne Zukunft, und er delegiert sie an andere. Was sich in der Diskussion über die Gelungenheit von Hanischs synthetisierender Gesellschaftsgeschichte Österreichs noch als Schulenstreit abhandeln läßt, wird im Blick feministischer Wissenschaftskritik offensichtlich: Die „große Erzählung“ des „großen Historikers“ befriedigt nur mehr die Gesinnungsgenossen.

7. Möglichkeit und Unmöglichkeit einer historiographischen Synthese

*Es kommt noch besser: Ich war zweimal in Bielefeld*¹⁰

Sieder: Ich glaube, der Gestus der Hanischschen Gesellschaftsgeschichte ist tatsächlich der Gestus der alten Nationalgeschichte – wenn auch seine Mittel moderner sind. Somit ist nicht nur die Autorensseite, sondern auch die Rezipientenseite zu bedenken. Der Rezipient der Nationalgeschichten des 19. Jahrhunderts war der gebildete Bürger. Das Bildungsbürgertum hat sich sein nationalstaatliches Bekenntnis mit einer Rhetorik der Selbstfindung der Nation in Erzählungen und Geschichten herbeischreiben und im Detail erläutern lassen. Die Popularität der Nationalgeschichte und ihre öffentlich-politische Wirksamkeit will in diesem verspäteten Projekt einer Nationalgeschichte noch einmal errungen werden. Deshalb werden das Prinzip des *delectare* über genuin wissenschaftliche Anstrengungen gesetzt und nachträgliche Vereindeutigungen vorgenommen. Wenn von uns zum Beispiel beklagt wurde, daß Hanischs Auswahl von Kunstwerken ex-post-Prinzipien gehorcht, so muß ihm dieser Vorwurf eigentlich nicht kümmern: Es geht ihm ja um eine Vereindeutigung. Sie ist etwa in der Dichotomie von Lust und Askese zu sehen oder im Herausstellen von nachträglich ‚klaren‘ Zusammenhängen, in der vorgeblichen Gerichtetheit von Entwicklungen auf den gegenwärtigen Zustand hin. Hanischs Buch ist ja eine finale Erzählung, die mit der Frage endet, ob sich im nächsten Jahrtausend das Böse oder das Gute durchsetzen werde. Dies vermittelt dem Leser das Gefühl, das Buch sei hart am Puls der Zeit. Auch Hanischs Synthese soll eine populäre und verbindliche Darstellung einer Geschichte Österreichs als Nationalgeschichte liefern. Kann es also eine Synthese geben, die nicht hinter einen bereits gegebenen Wissenschaftsstandard zurückfällt?

Müller: Das Problem dieser Art von Synthese ist das Problem noch bestehender Möglichkeiten einer ‚Meistererzählung‘. Siegfried J. Schmidt spricht ja zurecht vom „Auslaufen des Reputationsbonus von ‚Meistererzählungen‘ jeder Art.“ Offensichtlich gibt es auch gelungene Synthesen im engeren Sinn, etwa Tenfeldes Band zur Arbeiterklasse. Dort wird Material zusammengetragen, ein Forschungsstand dokumentiert, bestimmte Perspektiven skizziert. Solche Synthesen sind akzeptabel und konsensfähig, denn sie sind problemorientiert. Wenn man allerdings über Hanischs Synthese spricht, muß man fragen: Wenn das die Antwort ist, ist die Frage dann nicht ein ‚Scheinproblem‘? Die klassische Staats- und Nationsgeschichte ist

¹⁰ Werner Kofler, *Am Schreibtisch. Alpensagen/Reisebilder/Racheakte*, Reinbek bei Hamburg 1988, 50.

für die Geschichtswissenschaft der neunziger Jahre ja kein ausgesprochen aktuelles Problem mehr, und deshalb irritiert Hanischs Arbeit so sehr. Staats- und Nationalgeschichte scheint mir kaum mehr paradigmatisierbar zu sein.

Eder: Da muß ich widersprechen. Hanisch stellt explizite wie implizite Fragen, und er bietet explizite wie implizite Antworten. Sieht man von der Problematik der ‚Meistererzählung‘ einmal ab, offeriert er punktuell immer wieder Theorien und empirisches Material, die konsistent sind.

Sprengnagel: Hanisch hat in dieser Arbeit seine früheren Standards verletzt. Dies ergibt sich mit Einschränkungen allerdings weniger aus der Tatsache des Hinschreibens auf einen bestimmten Rezipientenkreis, die ‚breitere‘ Öffentlichkeit, sondern vielmehr aus der ‚Größe‘ des konstruierten Gegenstands. Gegenwärtige wissenschaftliche Debatten zielen darauf ab, den großen Gegenstand oder wenigstens seine Einheitlichkeit zu destruieren. Das ist ja nicht zuletzt ein Kernpunkt post-strukturalistischer Kritik in den Geschichtswissenschaften, der einem solchen Projekt den Boden entziehen würde. Deshalb ist Hanisch ja so sehr bemüht, sein eigenes Projekt gegen neuere Ansätze zu retten.

Müller: Die von Hanisch gewählten Strukturierungsprinzipien, zum Beispiel die angesprochene Bipolarität von Barock und Aufklärung, sind ja auch insofern problematisch, als in der *community* (vielleicht aber beim Feuilleton) nicht gerade Konsens darüber besteht, daß ausgerechnet sie die österreichische Geschichte strukturieren könnten. Dies unterscheidet die spezifisch österreichische Ausgangslage für eine Synthese von jener Deutschlands, wo beispielsweise die Sonderwegsdebatte, die seit Jahrzehnten geführt wird, eine mehr oder minder konsensfähige und akzeptierte Problembeschreibung liefert, auf die im Zuge von Bemühungen um eine Nationalgeschichte immer wieder rekuriert werden kann.

Mattl: Auch wenn ich Dir zustimme, so klar ist die Sache nicht. Das Buch ist, bei all seinen Problemen, immer noch ein Qualitätssprung gegenüber dem Mainstream in Österreich. Wie wurden denn bisher Nationalgeschichten geschrieben? Zöllner hat die Frage der Relation von Kultur und Gesellschaft gänzlich umgangen.

Eder: Selbst wenn es, wie in Deutschland, ein Set relevanter Fragen gäbe – für mich stellt sich die Frage, ob so etwas wie eine Gesellschaftsgeschichte überhaupt machbar ist. Wenn Gesellschaftsgeschichte die Frage der Integration von Individuum und Sozialem und Politischem zum Gegenstand hat, sehen sich Historiker/innen doch einem derart großen Überhang an theoretischen Positionen gegenüber, daß ein konzises, stringentes Instrumentarium für die Geschichtswissenschaften nur schwer zu finden ist.

Mejstrik: Im Rahmen einer Geschichtswissenschaft, die sich als Forschung versteht,

hätten Texte weniger einen abschließenden und bilanzierenden Charakter, sondern wären Werkstattprodukte und Diskussionsinstrumente; Werkzeuge: zum Beispiel ein systematischer Vergleich unterschiedlicher Positionen. Eine andere Form von Werkzeugen wären innovative Texte, die neue Thesen auf neue Art und Weise präsentieren. Aber eine Synthese, die sagt: „Stop! Das bilde ich jetzt ab und stehe selbst darüber“, eine Synthese, die neutral bilanzieren und alles versöhnen will, bringt in meiner Sicht für die Geschichtsforschung wenig.

Landsteiner: Das Buch versucht die Quadratur des Kreises. Einerseits bemüht sich Hanisch, Buseks Forderung einzulösen und eine „fühlbare Lücke“ zu schließen,¹¹ andererseits möchte er im akademischen Milieu eine anschlussfähige Debatte etablieren. Und an diesem zweifachen Versuch scheitert das Buch.

Sieder: Möglicherweise haben wir im Prozeß der Verwissenschaftlichung der Geschichte seit dem 18. Jahrhundert einen Punkt erreicht, an dem eine Trennung der Geschichtsforschung von der öffentlich nachgefragten und gratifizierten Geschichtsschreibung notwendig und sinnvoll wird. Ich behaupte, daß der Anspruch der Geschichtswissenschaft auf einen genuinen Gegenstand – die Veränderung in der Zeit – nicht mehr aufrechtzuerhalten sein wird, und daß es dann keinen Unterschied mehr machen wird, ob ich als Wissenschaftler ein Historiker oder Soziologe bin, daß es aber weiter ein öffentliches Interesse an Geschichtsbildern geben wird, das die Fachwissenschaft jedoch nicht mehr befriedigen kann. Hanisch meinte in einem Interview, daß sich „die Geschichte aufhören“ würde, wenn alles in standpunktabhängige Aspekte zerfällt. So ist es, und damit fängt Sozialwissenschaft an. Daher müssen künftige Synthesen ganz andere Achsen haben. Es wird keine Vermittlung mehr geben, sondern die Zerstörung der Vermittlung. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen, so wie ich sie mir vorstelle, beleidigen unentwegt das Bedürfnis nach Einheitlichkeit. Und damit geht natürlich genau jener Status verloren, den die Geschichtsschreibung beansprucht: die letzte und einzige Disziplin zu sein, die noch *allgemeinen* Sinn stiften kann. Der Historiker wird seinen Hohepriester-Status verlieren und einer unter vielen anderen Sozialwissenschaftlern werden.

Müller: Indem Du Dich in Projekten mit anderen Wissenschaftlern zu einer *inter-science* (G. Duby), also zum großen wilden Konkubinat, vereinst, wirst Du einer der ihnen werden, und kein Historiker bleiben.

Sieder: Ja, das ist meine These.

Mattl: Verwissenschaftlichung beruht immer auch darauf, daß es so etwas wie einen imaginären synthetischen Text gibt, gegen den man sich differenziert. Alle Spe-

11 Wissenschaftsminister Erhard Busek in der Werbebroschüre der Reihe.

zialisierung innerhalb der Disziplin kann sich nur vollziehen in der Destruierung jenes Gesamttextes, der am Anfang einer Institutionalisierung steht. Momentan besteht allerdings die Gefahr außerwissenschaftlicher Eingriffe in diese Spezialisierung. *Eine* Form der Synthese hätte so möglicherweise noch Sinn: eine Geschichte der Historiographie, die alles noch einmal zusammenführt zur Destruierung des imaginären Gesamttextes.

Sieder: Das hieße, die Geschichtswissenschaftler wären Dekonstrukteure der Geschichtsschreibung und verzichten auf eine neue alte Geschichtsschreibung, um das Bewußtsein über die Konstruktionsakte zu erhöhen.

Mejstrik: Das Ende der totalen oder genuinen Gegenstände und Forschungsprogramme bedeutet ja nicht nur Zerstückelung und Verlust, sondern bietet auch die einzige Möglichkeit zur Kumulierung von Erkenntnis und zum Entstehen von neuen Ordnungen im Bereich der Wissenschaften.

Müller: Du siehst also die Möglichkeit von Emergenz, von Neuem im Wissenschaftssystem, das nicht aus den Eigenschaften des Alten beziehungsweise der Systemteile ableitbar ist?

Mejstrik: Ja, ich sehe Geschichte: Neue Ordnungen entstehen allerdings nicht „von selbst“, sondern nur durch – hier im doppelten Sinn – historische Praktiken.